

# Die Welt im Radio

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **15 (1963)**

Heft 25

PDF erstellt am: **12.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## DIE WELT IM RADIO

### ZUERICH, VON EINEM ENGLISCHEN ARCHITEKTEN GESEHEN

ZS. In der Sendereihe "Europas wiederaufgebaute Städte" sprach im englischen Radio Ian Nairn über Zürich, obwohl diese Stadt nicht in diese Reihe gehört, wurde sie im Kriege doch nicht zerstört. Ihre Bauten konnten in einem gleichmässigen, keineswegs eiligen Schritt geschaffen werden. Nairn meint dazu, dass deshalb auch keine Fehler wie in den nach Kriegsschluss neu entstandenen Städten vorgekommen seien. Doch selbst im Fall einer Zerstörung von Zürich glaubt Nairn nicht, dass derartige Fehler gemacht worden wären. Gegenüber den andern Städten gibt es nach ihm noch einen andern und wichtigeren Unterschied, indem in Zürich, einzig in Westeuropa, der durchschnittliche Architekt für sein Honorar auf die Umgebung eines Baues ebenso Rücksicht nimmt wie auf dessen technische Funktion, zum Beispiel darauf, ob das Dach rinnt. Jedes Land hat seine überragenden Geister, und England verfügt zum Beispiel über eine Anzahl guter Zeichner; London ist einer der besten Plätze auf der Welt, um moderne Architektur kennen zu lernen, für den, der weiss, wohin er zu gehen hat. Aber unter dieser Linie, erklärte Nairn, zufällig ausgewählt, gibt es nicht viel Gelungenes in Holland, noch weniger in Deutschland oder England und sozusagen nichts in Frankreich oder Italien. Nur in der Schweiz, und wahrscheinlich nur in der Nordschweiz, wird fast jede Tätigkeit, wie klein sie auch sein mag, "mit Selbstachtung ausgeübt". "Ob Sie die (schweizerische) Mundart lieben oder nicht, es wird hier sorgfältig gebaut, gut fertiggestellt und vor allem in die Landschaft hinein gearbeitet".

In Altstetten, einem wie ein Pilz aus der Erde geschossenen Vorort von Zürich, erzählte Nairn, gab es eine berühmte Vorkriegs-Kirche von Werner Moser, etwas zu nervös, um wirklich gross zu sein. Vor ihr wurde vor vier Jahren ein kleiner Stadtplatz gebaut. Die Gebäude sind nicht viel, aber sie haben alle aufeinander Bezug und auf die Kirche dahinter. Jemand sorgte sich um den Plan und den Bau, - aber jemand sorgte gleichzeitig auch für den Geist von Altstetten, um einen netten Platz mit Sitzplätzen zu schaffen, in dem ein Haus ein grosses Café und in dem andern ein Hotel. In London entspricht Altstetten etwa Hornchurch oder Finchley.

Und von welcher andern Stadt könne gesagt werden, dass sie mehr gute Architektur in den letzten zehn Jahren geschaffen hat als in den vorangegangenen zehn Jahrhunderten? Das ist keine grosse Uebertreibung, wenn von einzelnen Gebäuden die Rede ist, statt von der ganzen Stadtlandschaft: Das Grossmünster mit seinen hübschen, gotischen Turmhauben ist gediegen romanisch. Das Fraumünster, auf der andern Seite der Limmat, ist gediegen spät-gotisch. Gegenüber steht das Haus zur Meise, ein ungläublich gedrungener, kleiner Palast von 1750, ein Rokoko-Pudding mit Saft serviert. Das ist, nach europäischen Begriffen gemessen, alles.

Aber etwas anderes ist die Stadt-Landschaft, und so ist auch der Stadt-Geist. Die Lage ist anmutig, die Blickrichtung gegen die Sonne um das nördliche Ende des Zürichsees, aufgespalten durch die Limmat, und voll niederer, steiler Hügel. Dahinter grössere Hügel mit viel Wald und hinter diesen die Alpen, gewöhnlich im Dunst verloren. Das Wasser scheint hier gegenwärtiger als in vielen Städten an Küsten, beinahe wie wenn es unter den Strassen wie der elektrische Strom dahinflösse. Wie seltsam es auch Allen erscheinen mag, die ihre Schweiz als bourgeois und langweilig (dull) abgestempelt im Kopfe haben, Zürich sprüht. Und es ist zur gleichen Zeit eine wirklich internationale Stadt, zur Aufnahme jeglicher Kultur vorbereitet, sich selbst aber gleich bleibend. Ein kleines Beispiel dafür ist die Tatsache, dass die Tagesausgaben der Zeitungen aus ganz Europa schon um 9 Uhr morgens erhältlich sind, was sonst nur in ganz wenigen und nur den allergrössten Städten der Fall ist.

Die alte Stadt wuchs an zwei kleinen Hügeln auf jeder Seite der Limmat, friedlich und sehr solid. Zürich hat dafür gesorgt, dass es so bleibt, nur einige Meter von den Hauptstrassen und vom Quai. Nicht, indem es den neuen Gebäuden einen Phantasie-Anzug gab, sondern indem es dafür sorgte, dass das Gleichgewicht und der Rythmus des Stadtbildes erhalten bleibt, was alles ist, was benötigt wird. Der Teil nördlich der Limmat ist nicht so spröde, wie er aussieht, wie manche andere Dinge in Zürich: der südliche Teil der Peterskirche besitzt eine liebliche Folge von irregulären Strässchen, die zum Lindenhof hinaufführen, einem schlafenden Belvedere, das den Fluss überschaut, etwas Wertvolles nur wenige Meter vom Geschäftszentrum der Stadt.

Der Rest ist modern, und das Beste daran ist in den letzten zehn Jahren gebaut worden. Vorher war das meiste an schweizerischer Architektur würdig und solid und kreuzlangweilig, wie wenn es extra geschaffen worden wäre, um Jedermanns Meinung über die Schweiz zu rechtfertigen. Der Wandel zu etwas Reicherem, Kräftigerem und Erfindungsreicherem war keine "Bewegung", sondern entstammte einer Gruppe von Architekten, die in der gleichen Richtung arbeiteten, aber verschiedene Sprachen sprachen. Einer der schöpferischsten war Hans Hofmann, der 1957 starb, erst in seinen Fünfziger Jahren, zu einer Zeit, als er gerade daran war, grosse Auf-

träge zu erhalten. Zwei von diesen stehen in Zürich einander am See fast gegenüber, und sie sind ein guter Hinweis auf seine Fähigkeiten. Das Gebäude der Geschäftsleitung der Aluminium-Gesellschaft am Seefeldquai sieht aus wie ein grosser Helm, alles mit Aluminium-Fensterposten, so präzise wie ein Stück Ingenieurarbeit, umgeben von einem flachen See. Es ist jene Art von "Prestige-Gebäuden", welche die Amerikaner besonders gut zu bauen verstehen, "und wo wir Engländer hoffnungslos versagen". Offensichtlich vertraute die Gesellschaft ihrem Architekten und dieser verdiente das Vertrauen. Beides ist nötig.

Das andere Gebäude, sein letztes, ist ein Erholungszentrum am Mythenquai. Es ist ganz weiss, ein ungewöhnliches Ding für Hofmann, der sich sonst über Farben freute, aber in diesem Fall war es viel besser. Es ist ein langes, niedriges, zweistöckiges Gebäude mit einem offenen Zentrum und grossen, offenen Balkonen, welche vom ersten Jahr an mit Kletterpflanzen freundlicher gestaltet wurden. Es verkriecht sich in die Landschaft mit einer Leidenschaft, die umso nachhaltiger wirkt, weil sie architektonisch so gar nicht betont wird, fast eher ein Lebewesen denn ein Gebäude.

Hofmanns Tod, mitten in seiner Laufbahn, war eine Tragödie, sowohl weil keine Grenze von dem sichtbar war, was er noch alles hätte leisten können, und weil sein Beispiel die schweizerischen Architekten hätte anreizen können, fröhlich zu werden. Die Resultate wären dann grossartig gewesen, weil die reiche Vielfalt der modernen Materialien sich mit der schweizerischen, mechanischen Präzision zusammengefunden hätte, und die schweizerische, berufliche Fähigkeit mit dem Rest fertig geworden wäre. Da hätte keine Gefahr der Errichtung von Gebäuden bestanden, welche jenen Farben- und Strukturen-Salat aufweisen, wie das in London der Fall ist.

So ist die schweizerische Architektur vorwiegend weiss geblieben, aber sie hat eine ganz grosse Energie entwickelt. Die Formen sind überwältigend solid und kraftvoll - nicht in äusserlich hinzugefügter Weise, sondern von innen heraus. "Achtung vor dem alten Vorurteil über die Schweiz, die schweizerische Architektur wird mächtig" (mighty) erklärte Nairn. Das könnte zwar, fuhr er fort, aussehen wie das Propagandainserat eines Helvetophilen, aber wenn vier neue Gebäude, von vier verschiedenen Architekten, alle aus dem gleichen Geist, aber in verschiedenen Formen gebaut werden, dann liegt etwas in der Luft. Zwei davon befinden sich in Zürich, die andern zwei, beides Kirchen, in den sich ausdehnenden Ortschaften gegen Norden, "eine viel hübschere Ausdehnung übrigens als unsere (in London), obschon auf viel weniger Gesetzesvorschriften entstanden". Eine neue Häusergruppe auf einer bewaldeten Kuppe kann hier die Landschaft verschönern.

Eine von Zürichs Hohen Schulen, erbaut von Jacques Schader, befindet sich nicht weit von Hofmanns Erholungszentrum. Das trifft sich gut, weil das Schulgebäude ebenfalls in die Natur verliebt ist, dieses Mal eher mit sanfter Zuneigung als mit Leidenschaft. An einer steilen Hügelfläche ist jeder mögliche Baum erhalten worden, selbst wenn seinetwegen eine Höhle in den Beton der Auffahrtsrampe gemacht werden musste. Wenn man es sieht, scheint es zwingend, nicht absurd. Im Zentrum der Anlage befindet sich ein Grashügel. Auch dieser ist erhalten geblieben, eine Plattform um ihn herum geschlungen und die Klassenzimmer an jeder Seite angepasst worden. Was zwischen den Seiten übrig blieb, dient der Zirkulation. Hier ist die Uhrmacher - Präzision übertragen worden, und Harry Limes alter Witz im Film "Der dritte Mann" von der Kuckucks-Uhr schlägt zurück. Wir selber und die Amerikaner mit ihrer durchbrechenden Technologie könnten hier etwas von den Kuckucks-Uhren lernen.

Schaders Schule versteckt sich selbst. Jakob Zweifels neues Pflegerinnenheim jenseits des Tales, erweist sich als eines der schlanksten Gebäude von Zürich. Der Hügel dahinter sorgt dafür, dass es einen ununterbrochenen Akzent setzt. Es ist eine einfache Sache gewesen, aber gut und kraftvoll ausgeführt, mit 18 Stockwerken im exakten Gleichgewicht zwischen Selbstauslöschung und Anknüpfung. Das südliche Ende enthält das Treppenhaus mit Balkonen, Sitzplätzen auf wechselnden Höhen, mit einem weiten Blick über die Stadt.

Von den neuen Kirchen ist die eine, in Effretikon, protestantisch. Geschaffen wurde sie von Ernst Gisel, der vor wenigen Jahren eine ausgezeichnete Kombination von Theater und Hotel in Grenchen schuf. Die Spannung wirft einen beinahe zu Boden: ein enormer, offener Aussen-Glockenturm und eine Kirche mit einem Sägezahn-Dach mit Bronze-Verschalung, alles auf einem Hügel, der den kleinen Vorort beherrscht. Die katholische Kirche in Dielsdorf von Justus Dahinden hat eine zurückhaltende Lage, in eine Hügellandschaft gebettet. Aber sie erregt wie eine entfernte magnetische Persönlichkeit in einem überfüllten Raum unsere Aufmerksamkeit. Sie muss Kirchenraum, Dienstraum und Priesterhaus sein, und sie tut das alles unter einem grossen, unbeholfenen Schieferdach, das wie ein kontinuierliches Leintuch über alles fliesst, alles bedeckend und verbindend. Wie in Effretikon ist das Kirchendach gespalten, um indirektes Licht auf den Altar fallen zu lassen. Die Wände sind aus rohem Zement. Es ist Corbusiers Technik, etwas geädelt durch die Ueberzeugung, etwas

mehr zu sein als bloss eine Architektur-Mode. Auf der Innenseite wiederum nur natürliches Holz für das hohe Dach und rauher Zement für den Rest - sogar bis ans Ende der Kirchenstühle. "Glauben strahlt daraus, ob es unser eigener ist oder nicht. Kuckucks-Uhren?" so Nairn.

Ueber Dielsdorf liegt eine Ortschaft namens Regensburg. Sie ist in den englischen Führern über die Schweiz nicht einmal erwähnt, mit ihren reichen Anmerkungen über die Klettereien in den Alpen. Es ist ein Hügel-Städtchen, das berühmt wäre, wenn es in Italien stünde, mit seinen Mauern, einem Marktplatz darin und einem kleinen Hotel am Ende, wo man gut und billig isst und gleichzeitig über eine der schönsten Landschaften der Welt blicken kann. "Die Nord-Schweiz ist nämlich so", behauptet Nairn. Aber der Witz liegt darin, dass die Aussicht Flecken von neuen Gebäude-Gruppen umfasst, die in England keineswegs als malerisch gelten würden: Oel-Tankanlagen, Fabriken, und den Zürcher Flughafen. Der Letztere ist gediegen, erfreulich in seiner Anlage, zwei seiner Hauptbahnen sind durch einen Wald getrennt. Er ist auch bemerkenswert leistungsfähig. "Als ein Privat-Pilot", erklärte Nairn, "gelehrt, den Londoner Flughafen und seine Geschäftigkeit zu meiden wie die Pest, dachte ich niemals einen Tag zu erleben, als eine Boeing 707 und ein Vorkriegsdoppeldecker erlaubtermassen gegeneinanderflogen, um in einer Distanz von wenigen 100 Fuss zu landen. Alles unter Kontrolle, alles in Sicherheit, weil alles eingepasst ist wie die Teile einer Landschaft. Mit dem verglichen, sowohl in der Landschaft als im Luftraum, sind wir geradezu Barbaren".

Amerikanisch ausgedrückt: die Schweiz hat es geschaffen. ("Switzerland has got it made"). Das 20. Jahrhundert ist hier, meint Nairn, angepackt und gemeistert worden, nicht immer mit Erfolg, was unerträglich wäre, aber genügend lange, um ein eigenes Sein zu schaffen, was notwendig ist. Es wäre das Letzte, fährt er fort, die Schweiz in England zu sehen, denn die Engländer haben das 20. Jahrhundert auf ihre eigene Weise in Angriff zu nehmen und zu meistern. Am Ende ist es ein moralisches Problem, vielleicht das moralische Problem, und nicht bloss eine Angelegenheit der Aesthetik, wie man es normalerweise auffasst.

Es ist unnötig, nach Dielsdorf und Regensburg und den Flugplatz zu gehen, obwohl alles am gleichen Tag tun sollte, wer es kann, um zu sehen, wie Teile des Lebens sich ineinanderfügen. In Zürich soll man an den See gehen. Ueber diesen gibt es eine Seilbahn, an einem eleganten Paar von Pfeilern aufgehängt, die wie Scheren aussehen. Wichtig ist, auf beide Seiten zu gehen, denn in beiden Fällen kommt man durch einen topographischen Zufall an den Gebäuden von Hans Hofmann vorbei. Dahinter, am linken und rechten Ufer, fliessen Gebäude und Landschaft zusammen, was einen ebenso grossen Zusammenfluss oder mystische Hochzeit bedeutet wie die Barockkirche der Wies, oder, um in der Schweiz zu bleiben, wie Einsiedeln. Das sind, erklärte Nairn, keine "wilden Worte", die Leistung ist tatsächlich so gut. Die Bauten und Landschaften vereinigen sich zu einem Tanz mit 100 verschiedenen Schritten, auch wenn es nur ein Toilettenhäuschen und ein Autoparkplatz ist, und zwar nicht verkleidet. Oeffentliche Gärten treffen und verschmelzen sich, auf der Westseite der Mythenquai von Hans Hubacher, auf der Ostseite der berühmte (famous) Tiefenbrunnen von Josef Schütz, schon acht Jahre alt, aber noch immer grundfrisch. Auf der Ostseite soll das letzte Loch durch ein öffentliches Casino ausgefüllt werden. "Da hat der Mensch eine höhere Form des Lebens geschaffen, hat seine Gabe zurückgegeben. Einfach gesagt: hier hat er zu leben begonnen, anstatt nur zu existieren".

Von allen Städten dieser Sendereihe, fährt Nairn fort, hat nur Zürich dies fertiggebracht. Köln und München sind teilweise auf dem Weg, Mailand ist ein Erfolg in einigen, wenigen Richtungen, und ein totaler Fehlschlag in den meisten andern. Die Tugenden von Caen zeigen sich eher trotz des Wiederaufbaues statt seinetwegen, während Rotterdam, Le Havre und St. Malo ihren Geist nach drei verschiedenen Arten von Gefühllosigkeit ihrer Planer in den Grund gebohrt haben. Es ist kein Gleichgewichtszustand, und traurig ist dabei, dass dies fast ganz aus beruflichem Versagen erfolgt ist. Die einzige Stadt in dieser Gruppe, deren Fehler aus einem blossen Geschehenlassen entstanden, ist Mailand. Offensichtlich ist die Antwort nicht etwa: überhaupt keine Planung, sondern bessere Planung, anpassungsfähigere, einfallreichere, weniger anmassende und willkürliche. Nairn schloss: "Angehörige des Berufes, Ihr habt nichts zu verlieren als Eure Blindheit! Aber beeilt Euch!"

#### MUSIKALISCHE LEICHTGEWICHTE

EB. Der Grand Prix Brunnenhof ist in Tausenden von Schweizerheimen ein Begriff. Und Tausende von Schweizerfamilien leben intensiv mit. Dass sie dabei die Jury oft nicht verstehen können, ist wohl klar. Es geht auch uns so, dass wir uns dann und wann recht heftig ereifern.

Abgesehen davon ist es erstaunlich, wieviel da im Verborgenen - oder auch nicht ganz im Verborgenen - musiziert wird und wie hoch im allgemeinen das Niveau der Auserwählten ist. Ich stelle sie mir manchmal in Gedanken in ihren Stuben vor, wie sie da üben und ihre Freizeit hingeben an ihr Musizieren verbringen. Vielleicht gibt es da und dort Menschen, die diese Freizeit-Beschäftigung weit weniger angenehm empfinden, nämlich jene, die "die ewige Ueberei" anhören müssen. Ja nun, allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann. Im allgemeinen muss das Bestreben Beromünsters, das häusliche Musizieren auf seine Weise zu fördern, sicher begrüsst werden.

Was mir nicht recht gefallen will, sind zwei Dinge: Da ist einmal das Mitwirken der Ausländer. Nichts gegen die Ausländer an sich - wie dürfte ich auch angesichts der Geburtswehen Europas! Ich meine auch nicht, sie seien strikte auszuschliessen. Aber wenn dann ein Mormon oder ein Venezolaner die Schweizerfarben in internationalen "Länder"-Wettkämpfen verteidigen soll, dann schüttle ich doch ein wenig den Kopf. Sind das wirklich Vertreter der Schweiz und ihres häuslichen Musizierens? Kaum sind sie da, machen sie mit, so zum Plausch, und schon "vertreten sie die Schweiz". Ich bin übrigens nicht so ganz überzeugt, dass diese Ausländer unter ihresgleichen ebenfalls den besten Preis erringen würden. Wenn ich mir nämlich vorstelle, dass unter ähnlichen Umständen ein Appenzeller Jödeler in den USA oder in Venezuela auftreten würde - ja, dann würde er wohl auch mit dem ersten Preis bedacht, denn der Vergleich, ob das nun ein guter oder ein schlechter Jödeler ist, fehlt ja. Er ist etwas andersartiges, etwas in seiner Weise Echtes. Aber stellen Sie sich dann vor, dass dieser Appenzeller Jödeler die Vereinigten Staaten oder Venezuela vertreten sollte - das wäre doch wie eine Faust auf Auge. Lächerlich wäre das. Und genau so lächerlich empfinde ich das Umgekehrte.

Vielleicht liesse sich ein Weg finden, indem z. B. ein Ausländer fünf Jahre in der Schweiz ansässig zu sein hätte, bevor er zugelassen wird. Oder er könnte hors concours mitmachen. Oder es könnte einmal ein Wettbewerb unter Ausländern in der Schweiz durchgeführt werden. Oder sicher sind auch andere Wege möglich. Irgend etwas sollte da wohl geschehen, sonst wächst der Unmut allüberall.

Und dann das zweite: Unser lieber Sepp Renggli verteilt bei den Ländertreffen immer wieder zuviel Vorschusslorbeeren. Er bläut allen immer zum voraus ein, wie hervorragend "unsere" Konkurrenten sind, so sehr, dass ich mir vorstellen könnte, dass die Jury hin und wieder "zleid" die Punktzahl niedriger hält oder doch versucht ist, es zu tun. Er pläuderlet überhaupt immer viel länger als sein bayrischer Kollege, und manchmal möchte man ihm zuflüstern: Es langt jetzt! Weniger wäre mehr.

Was alles nicht hindert, dass wir das nächste Mal wieder zuhören und uns ereifern werden ...



"Harakiri" ist ein künstlerisch verdichteter, kritischer Film gegen den Geist der alten Samurai, mit grossartigen Szenen.